

*Norbert Fischer*, Die philosophische Frage nach Gott. Ein Gang durch ihre Stationen (AMATECA, Lehrbücher zur katholischen Theologie 2), Paderborn: Bonifatius 1995, 496 S., DM 68,-, ISBN 3-87088-872-5.

Daß sich der Mensch ohne die Frage nach Gott nicht verständlich werden kann, bemüht sich Fischer in einem breit angelegten Gespräch mit der abendländischen Philosophie von Platon bis Heidegger und der Postmoderne einsichtig zu machen.

Das erste Kapitel erschließt menschliche Grundsituationen, die die Gottesfrage dadurch veranlassen, daß sie ein Ungenügen der Endlichkeit vor Augen führen (die Sehnsucht nach einem letzten Halt, das Erschrecken vor Unheil und Tod u.a.). Die Schwierigkeit, vom Endlichen her Aussagen über Gott zu machen, erörtert das zweite Kapitel. Im notwendigen Transzendieren des ihm niemals genügenden Endlichen weiß sich der Mensch auf ein Unendliches bezogen, das er nicht durch Definitionen erfassen kann, sondern nur durch »Infinitionen«, d.h. durch »Entgrenzungen ... von Gehalten des menschlichen Geistes« (105) anzudeuten vermag. Gott muß etwa gedacht werden als Bezugs- und Einheitspunkt der Mannigfaltigkeit menschlicher Erkenntnis. Doch als Summenformel des Wissens bekommt man Gott deshalb nicht in den Griff. Auch der mit Unbedingtheit erfahrene Anspruch des moralischen Gesetzes veranlaßt zur Entgrenzung dieser Unbedingtheitserfahrung auf deren Grund, nämlich auf ein unbedingtes Absolutes hin, das so unverfügbar ist wie der erfahrene moralische Anspruch. Fischer schließt sich in diesem Zusammenhang Kants Vernunftkritiken an, die mit der denotwendigen Gottesidee der theoretischen und mit dem moralphilosophisch begründeten Gottespostulat der praktischen Vernunft die Metaphysik als Naturanlage des Menschen erweisen. Für Fischer ist Kant nur der Zertrümmerer einer Metaphysik, die die Erkenntnis Gottes auf die Ebene naturwissenschaftlichen bzw. mathematischen Wissens reduziert. Dieses Lob für Kant wirft einen entsprechend langen Schatten auf Hegels »absolute« Philosophie, die beansprucht, Kants Gott-Denken in ein Erkennen Gottes überzuleiten, um so einem scheinemütigen Rückzug des Erkennens auf die eigene Endlichkeit – das ist auf die Gegenstände möglicher sinnlicher Erfahrung – einen Riegel vorzuschieben, stellt doch eine für unübersteigbar erklärte sinnlich-endliche Erkenntnisform ihre selbstwidersprüchliche Verabsolutierung dar. Fischers Kant-Deutung dürfte sicherlich zu einer weitergehenden Diskussion Anlaß geben. Im dritten Kapitel läßt der Verfasser den Leser an der Debatte um die Gottesbeweise teilhaben. Das allein sichere Ergebnis dieser Debatte ist die Ungesicherheit des Endlichen in sich selbst und damit die Möglichkeit und Notwendigkeit der Frage nach Gott. Ähnlich wie Kant möchte Fischer mit dem Aufheben eines falschen Wissens von Gott bzw. eines angeblich wissenschaftlichen Atheismus Platz schaffen für den Glauben. Im vierten Kapitel entwickelt Fischer ein – positives – Spannungsverhältnis zwischen dem Gott der Philosophen und dem Gott des Glaubens. In Pascals Kritik des »Philosophen-Gottes« vernimmt Fischer das »Präludium zu einer sich kritisch ihre Grenzen eingestehenden Philosophie« (336). Eine derartige Philosophie bereitet den Weg für eine Begegnung mit dem vom Menschen aus unerreichbaren Gott der Offenbarung. Die abschließende Diskussion von Ansätzen zu einem

nicht am Ideal der exakten Wissenschaften orientierten philosophischen Gottdenken im fünften Kapitel führt zur Thematik des ersten Kapitels zurück: Die Erfahrung der Endlichkeit wird für Augustinus und Cusanus zum Anlaß, das unaufhebbare Zugleich theoretischer Gottsuche und theoretischen Gottfindens zu reflektieren; die Erfahrung des Absoluten im appellierenden Anspruch des Anderen ist nach der Philosophie Lévinas der praktisch-ethische Ausgangspunkt der Gottesfrage. Mit diesen historischen Beispielen rekapituliert Fischer seine Überzeugung, daß die theoretische wie die praktische Vernunft die Gottesfrage erzwingen. Doch dieser »Zwang« schlägt nie in ein unmittelbares Wissen um; was bleibt, ist, so Fischer mit Nikolaus von Kues, das wissende Nichtwissen von Gott.

Fischer besticht durch seine konsequente Verbindung von Historie und Systematik. Um diese Stärke des Autors schätzen zu können, muß ein Student bei der Lektüre dieses Lehrbuches zur katholischen Theologie ein gewisses Durchhaltevermögen aufbringen. Aber das muß ja kein Nachteil sein. Nichts ist der Theologie abträglicher als eine Nachlässigkeit im konsequenten Fragen nach dem Grund und Ziel allen Seins. Denn die Erfragbarkeit dieses Grundes garantiert erst die Einsicht, daß der Mensch immer schon vor dem Gott einer möglichen Offenbarung steht. Die Notwendigkeit der Gottesfrage garantiert damit die Möglichkeit der Theologie.

Michael Schulz